

Junge Bilder vom Alter

292

IMPULSE AUS DER WISSENSCHAFT

Das Recht auf Gebrechlichkeit

EIN PLÄDOYER FÜR ZIVILEN UNGEHORSAM
GEGENÜBER DEM VITALITÄTSTERROR.

LOTHAR MÜLLER

Nie kamen die Bremer Stadtmusikanten nach Bremen. Es gefiel ihnen zu gut im Wald, im ehemaligen Räuberhaus. Aufgebrochen waren sie, wie erinnerlich, als Notgemeinschaft. Der Esel hatte die Parole ausgegeben: „Etwas Besseres als den Tod findest du überall.“ Sie galt nicht nur für den Hahn, dem die Hausfrau am Abend den Kopf abschneiden wollte. Sie galt auch für den Esel selbst. Er war alt, seine Kräfte gingen zu Ende, und als er gewittert hatte, dass sein Herr daran dachte, ihn aus dem Futter zu schaffen, hatte er den Tod gewittert. Der Hund, der zu schwach war, um noch auf die Jagd zu gehen, hatte vor dem Erschlagen werden Reißaus genommen, die Katze, deren Zähne mit den Jahren stumpf geworden waren und der die Mäusejagd zu beschwerlich geworden war, vor dem Ersäuftwerden.

Jeder kennt die Geschichte, wie auf der Reise nach Bremen die Notgemeinschaft der aus der Arbeitsgesellschaft Herausgefallenen zur Alten-WG wurde, die ihr künftiges Dornizil im Zuge einer erfolgreichen Hausbesetzung erwarb. Durch die höllische Nachtmusik, mit der sie die Räuber aus dem Haus im Wald vertrieb, und durch den schlafwandlerisch sicheren Einsatz ihrer verbliebenen Eigenschaften und Kräfte, mit denen sie den Räubern die Rückkehr verwehrten.

Dies Märchen, sagen seine aufgeklärten Kommentatoren, trägt die Züge einer Sozialutopie. Es demonstriert, «dass Zusammenhalt und zielgerichteter Aktionismus zu einer neuen Lebensbestimmung werden können. Suggestiert wird: Gemeinsames und listiges Handeln in Notsituationen schafft Vorteile, im Alter soll man nicht klein begeben.» Ja, die Bremer Stadtmusikanten sind die Herolde und Wappentiere des neuen, modernen Alters, das sich nicht unterkriegen lässt, das nach dem Ende des Berufslebens noch einmal durchstartet, das die Musik, das Theater oder die Wissenschaft entdeckt, eine Weltreise oder zumindest eine Wanderschaft antritt und im deutschen Wald oder im deutschen Gasthaus Lärngewitter hervorrufen kann, die denen einer außer Rand und Band geratenen Schulklasse nicht nachstehen. Sie sind die Avantgarde der Altengesellschaft, und ihr Wappenspruch heißt «alt, aber vital».

Die verlängerte Lebenszeit, die uns die Experten prognostizieren, scheint einen tiefsitzenden Horror vacui wachzurufen: Sie muss mit möglichst viel, möglichst intensivem, möglichst attraktivem Leben gefüllt werden, jedenfalls in der Imagination. Wenn es ein Zentralmotiv gibt in der utopischen Ausfantasierung der künftigen Altengesellschaft, dann ist es die Entgrenzung der Vitalität. Sie ist nicht mehr das Privileg der Jugend und Lebensmitte, sie ist die gute Fee aller Lebensphasen. Wer wollte ihren Charme bestreiten? Aber zu diesem Charme gehört seine Unverfügbarkeit. Die gute Fee stellt sich ein, wenn sie will, und sie geht, wenn sie will, nicht selten, ohne sich zu verabschieden. Nicht immer belohnt sie den, der brav seine Übungen macht. Verlässlich ist sie nicht. Aber manchmal etwas großspurig. Dann tritt sie so auf, als gehöre ihr selbst in der Welt des Alters die Zukunft und ihrer älteren Schwester und Rivalin lediglich die Vergangenheit.

Diese ältere Schwester ist die Gebrechlichkeit. Sie war in der Welt, in der sich die Bremer Stadtmusikanten aufmachten, um etwas Besseres zu finden als den Tod, die Herrscherin im Reich des Alters. Groß war ihre Macht, vielfältig die Zahl der Plagen, Gebrechen und Zipperlein, die ihr zu Gebote standen. Nie stand sie abseits, wenn vom Alter erzählt wurde oder sich jemand daran machte, es ins Bild zu setzen. Sie prägte sich den Geschichten vom Altenteil ein und den Gesichtern ihrer Hauptfiguren, unermüdlich nähte sie ihre dreiblättrigen Wortgirlanden in die Lebensfäden: «alt, krank, bettlägerig».

Jetzt, wo das neue Alter ausgerufen wird, scheint sie selbst aufs Altenteil zu geraten. Wo immer neue Rekorde verneldet, was mit siebzig, achtzig, neunzig und hundert noch geht, wirkt sie wie ein anachronistisches Relikt. Und wer wollte ihr nachtrauern, wenn sie abdankte und sich in dem Eckchen bescheiden einrichtete, das ihr in der Epoche des neuen Alters noch bleibt? Niemand, dem seine Knochen lieb, seine Bewegungsfreiheit unentbehrlich, seine Augen und Ohren teuer sind.

Es hat aber mit dem Wappenspruch «alt, aber vital» eine seltsame Bewandnis. Den Charme der Lebensfreude strahlt er nur aus, solange er eine Sehnsucht ist, ein Kind der Zeiten, als das Wünschen noch geholfen hat. Kaum streift er die Wunschform ab, wird er zur Parole zum terroristischen Imperativ: Sei vital, wie alt du auch bist! Informier dich über Antiaging. Geh täglich schwimmen! Du schaffst es, noch mit siebzig am Marathon teilzunehmen! Vernachlässige nicht dein Anti-Demenz-Training! Wie wunderbar ist das Besteigen hoher Berge! Warum nicht mit neunzig noch auf der Bühne stehen? Sei der achtzigjährige Held eines Bildungsromans, die Alten-Uni steht dir offen! Blamiere mit deiner geistigen Spannkraft die Jüngeren, die sich dir überlegen glauben! Lass dir bei der Pensionierung nicht einreden, von nun an ging's bergab! Sei der Kolumbus deines Alters, entdecke es wie einen Kontinent! Dergleichen Imperativ-Kaskaden sind derzeit die Begleitmusik auf dem Weg ins Alter. Mit Inbrunst entdecken und beschwören die Propheten des neuen Alters immer neue Ressourcen der Lebenszuversicht, immer neue Herausforderungen, die den Ruhestand in Bewegung bringen. Sie werden nicht müde, die Freisetzung von Energien zu propagieren, die früher nicht zum Zuge kamen, weil niemand mit ihnen rechnete, niemand an sie appellierte. Sie honorieren jeden Vitalitätsbeweis eines Alten mit eben der Emphase, mit der man früher die ersten Wackelschritte eines Kleinkinds ins Leben beklatschte. Kurz, sie lockern nicht nur die überkommene Verknüpfung von Alter und Gebrechlichkeit, sie etablieren zugleich die Vitalität als neue kulturelle Norm des Alters. Und nicht selten erreichen sie den Umschlagpunkt, an dem die Ermunterung der Vitalen sich als Entmutigung der Gebrechlichen entpuppt.

Ja, es gibt sie noch, die Gebrechlichen, die noch in der alten Welt des Alters leben, und das oft schon knapp nach der Pensionierung. Denn noch ist die Macht der Gebrechlichkeit sehr viel ungebrochener, als die Bilder der bunt-mobilen Altenwelt glauben machen wollen. noch hat sie ihre schärfste Waffe nicht verloren: ihre Unverfügbarkeit. Wie eh und je misst sie die Plagen und Gebrechen zu, wann und wo sie will. Aber wen sie derzeit mit ihrem Stab berührt, der erlebt eine alte Geschichte unter neuen Bedingungen. Je allgegenwärtiger die munteren Achtzigjährigen sind, die stolz davon berichten, wie sie sich im Schlauchboot in irgendein Wildwasser gestürzt haben, desto unangenehmer wird es, schon mit knapp siebzig kaum noch aus den eigenen vier Wänden herauszukommen. Je erfolgreicher sich die Vitalität als kulturelle Norm für das Leben im Alter etabliert, desto mehr wird der gebrechliche Alte zum nahezu begründungspflichtigen Sonderfall. Je demonstrativer seine verschonten Altersgenossen auftrumpfen, desto blamiert er bleibt er hinter der Norm zurück, desto unscheinbarer und karger erscheint das Leben, das zu führen er noch in der Lage ist. Und je mehr sich der Eindruck durchsetzt, die Vitalität im Alter lasse sich durch fleißiges Fitnessstraining erwerben wie ein Rentenanspruch, desto mehr sieht sich der Gebrechliche zudem scheelen Blicken ausgesetzt. Schnell unterliegt er dem Verdacht, für seine Gebrechlichkeit durch die Vernachlässigung von Einzahlungen auf dem Gesundheitskonto selbst verantwortlich zu sein. Denn die Kehrseite der verfügbaren Vitalität ist die selbstverschuldete Gebrechlichkeit.

is. Den Charme
 i der Zeiten, als
 d er zur Parole,
 über Antiaging!
 umeinen! Ver-
 igen hoher Ber-
 rige Held eines
 Spannkraft die
 t einreden, von
 i Kontinent!
 g ins Alter. Mit
 neue Ressour-
 tand in Bewe-
 opagieren, die
 n sie appellier-
 e, mit der man
 arz, sie lockern
 etablieren zu-
 eichen sie den
 g der Gebrech-

leben, und das
 chlichkeit sehr
 achen wollen,
 h und je misst
 zeit mit ihrem
 gegenwärtiger
 Schlauchboot
 on mit knapp
 lgreicher sich
 r wird der ge-
 strativer seine
 der Norm zu-
 ch in der Lage
 urch fleißiges
 Gebrechliche
 eine Gebrech-
 :skonto selbst
 elbstverschul-

Unter den öffentlichen Figuren des Alters ist wohl kaum zufällig der Stufe-3-Pflegefall, den seine Pfleger drangsaliieren, das Gegenbild zum fitten Alten im bunten Trainingsanzug. In seiner Gestalt wird die Gebrechlichkeit, die traditionell viele Stadien, Ausdrucksformen und Grade der Beschweris kannte, auf die Regionen des kaum noch lebbareren, kaum noch lebenswerten Lebens verengt. Sie erscheint weniger als Teil des Lebens denn als Vorboten des Todes, so nachdrücklich sind alle Lebenszuversicht und alle Lebenszugewandtheit am Vitalitätspol angelagert. Darin, in dieser Neigung, die Gebrechlichkeit sogleich dem Tod zuzuschlagen, liegt die Grausamkeit der Propaganda für das neue Alter.

Wer einen anschaulichen Begriff davon gewinnen will, was auf diese Weise verlorengeht, der schaue sich Fritz Längs großen Stummfilm «Der müde Tod» an. In diesem «deutschen Volkslied in sechs Versen» hat der Tod den Geliebten der Heldin geholt, aber er gibt ihr die Chance ihn zurückzuholen. Doch obwohl sie die Abenteuer, in die sie dabei gerät, übersteht, kann sie die Aufgaben, die der Tod ihr stellt, nicht lösen. Und so bleibt ihr nur die Möglichkeit, einen Menschen zu finden, der sein eigenes Leben hergibt und sich vom Tod holen lässt, damit ihr Geliebter aus dessen Reich zurückkehren kann. So kommt sie zu den Siechen, Alten und Gebrechlichen – gehört zu ihrem Jammern und Klagen nicht stets auch der Wunsch, der Tod möge sie endlich von ihren Gebrechen befreien, sie diesem Jammertal entführen? Kaum hat die Heldin ihnen angeboten, ihren Wunsch zu erfüllen, fährt das Leben mit all der Macht, die dem Gebärden- und Mienenspiel im Stummfilm zur Verfügung steht, in die Greisengesichter und entfacht einen wütenden Proteststurm in ihnen. Fritz Lang verzichtet zu Recht darauf, diese Rebellion der Gebrechlichen gegen den Tod hämisch des Widerspruchs zu den Klagen zu überführen, mit denen sie eben noch den Tod herbeiriefen. Am Ende jedenfalls hat die Heldin niemanden gefunden, der sein Leben für ihren Toten hergäbe. Sie muss sich in einer guten Tat selber opfern, um mit dem Geliebten wieder vereint zu sein.

Die Bilder aus der alten Welt des Alters in «Der müde Tod» zeigen: Die Anhänglichkeit an das Leben ist kein Privileg, das durch Vitalität erst zu verdienen wäre. Sie ist Mitgift des Lebens selbst, auch dann, wenn es in die Macht der Gebrechlichkeit geraten ist. Willkommen ist jede Einschränkung dieser Macht. Aber nur, wenn sie das Recht des gebrechlichen Lebens anerkennt.

